

Bestreben des Menschen ab, sich in gesicherten Positionen gegenüber dem geschichtlichen Fluß zu behaupten. Doch ist ein solches Bestreben tadelnswert und in jeder Richtung unerreichbar? Wohin ein solches übervorsichtiges Angehen der Probleme, von denen die Diskussion um die Grundwerte ausging, nämlich die Versagung des strafrechtlichen Schutzes für das sich entwickelnde Leben, führt, mag ein Zitat aus dem Vortrag von Campenhausen aufweisen: »Die Erfahrung zeigt, daß die strafrechtliche Relativierung des Schutzes für das menschliche Leben Signalfunktion hat, daß sie wie ein Dammbruch wirken kann. Deshalb muß der Gesetzgeber das Problem auf die Ebene einer praktikablen Rechtsbestimmung bringen, die den Gesamtcharakter der Abtreibung nicht verwischt. Das heute geltende Indikationsmodell ist deshalb (mag es auch zu weit gefaßt sein) richtiger als die Fristenlösung. Denn die letztere verdeckt, daß Tötung des werdenden Lebens kein sozusagen normales Mittel der Geburtenregelung ist.« Dieses Ergebnis enttäuscht, besagt es doch nicht mehr, als daß eine noch so weit gefaßte Indikationslösung besser als die Fristenlösung sei. Die entscheidende Frage, ob das werdende Leben grundsätzlich geschützt ist, bleibt trotz zutreffender Ausführungen über die Schutzwürdigkeit und Unverfügbarkeit werdenden menschlichen Lebens unbeantwortet. Hinter dieser juristisch stark differenzierenden Methode glaube ich eine letzte, wenn auch unbewußte Haltung vieler Christen gegenüber dem gegen christliche Positionen im gesellschaftlichen Leben gerichteten Emanzipationstrend zu erkennen, nämlich die Annahme, geschichtlich seien derartige Positionen doch immer wieder aufgerollt worden, so daß nur allgemeine Grundsätze aufgestellt werden könnten. Ergebnis alsdann eine Indikationslösung, die die Abtreibung praktisch straffrei stellt.

Ein weiterer Mangel der Grundwertediskussion liegt darin begründet, daß das Volk und ebenso der Staat, soweit nicht die Grundrechte als Abwehrrechte des Individuums ihm gegenüber in Frage stehen, ausgeschaltet bleiben. Kurzer Hand wird da-

durch die Erörterung auf einen willkürlich gesetzten Punkt und einen vorherrschenden Trend im Zeitablauf reduziert. Daß geschichtliche Völker in der kulturellen Entwicklung, der christlichen Missionierung usw., trotz der bekannten schweren Mängel *überindividuelle* Aufgaben zu erfüllen hatten, daß sie fortgesetzt den Dekadenerscheinungen aus dem Recht der *Existenzsicherung* des Gemeinwesens – wenn auf die Dauer auch vergeblich – entgegengetreten mußten, das alles bleibt unberücksichtigt. Um es einmal überspitzt zu formulieren: Nach vorherrschender Meinung ist der Staat nur dann berechtigt, Maßnahmen zu seiner Existenzsicherung zu ergreifen, wenn das dem Interesse eines hier und heute lebenden abstrakt vorgestellten Individuums zu entsprechen scheint.

Vom Volk her ergeben sich ungezwungen Verbindungen zu der grundgesetzlich geschützten Ehe und Familie, die über »Reformen« im Recht, über Ordnung der Schule und das Erwerbsleben zu weitgehend sinnentleerter Form degenerieren.

Insoweit hat die Grundwertediskussion den unüberbrückbaren Gegensatz erneut aufgezeigt zwischen denen, die das Leben der Gemeinschaften einem höheren Sollen unterstellen, und denjenigen, die vermeinen, aus eigener Machtvollkommenheit die Maßstäbe setzen zu können.

Hans Berger

NETWORK. – DAS IST DER TITEL DES Filmes von Sidney Lumet, dessen Aufmerksamkeit bei diesem Werke bestimmten Entwicklungen im amerikanischen Fernsehen der Gegenwart gilt. So jedenfalls könnte man – vornehm ausgedrückt – den Plot des Streifens kommentieren. [Ein Fernsehkommentator wird innerhalb einer Sendung im Auftrag des TV-Unternehmens von Berufskillern (Terroristen) wegen zu niedriger Einschaltquoten ermordet.] Einem On-Dit zufolge hat sich Hollywood mit diesem Film am US-amerikanischen Fernsehen gerächt, das die Traumwelt von Beverly Hills zu-

mindest seit Mitte der fünfziger Jahre in Luft auflöste. (Und unter Kollegen heißt es, daß diese Rache eine weitere Rache zur Folge hatte, nämlich daß die vom Fernsehen nie ganz unabhängigen Juroren ihre diesjährigen großen Preise und Oskars nicht in der erwarteten Zahl »Network« zuerteilen durften. Aber das ist schon Klatsch.)

Die Sache selbst ist ernst. Natürlich stimmt es, daß Paddy Chayefsky, der das Drehbuch schrieb, hier satirisch bitter überzogen hat – nicht zum erstenmal übrigens. Aber »Network« ist kein Nonsense-Film, kein Märchenstück, erfundene Wirklichkeit, Fiction, sondern hat einen hohen Realitätsgehalt. Dies und das Faktum, daß seine Problematik, der amerikanischen Gewandung entkleidet, das Grundproblem des Fernsehens, zumindest auf Producerseite, heute in allen Ländern ist, hat die Kritik, sofern sie in kooperativer Symbiose vom Fernsehen lebt, den Erfolg des Filmes angestrengt herunterspielen lassen: was da gezeigt werde, sei gigantisch übertrieben, sei überhaupt nur im kommerziellen Fernsehen Amerikas denkbar, sei daher weder für die englische BBC noch die deutschen Anstaltssysteme repräsentativ, da diese Institutionen unabhängig von Regierungen und Anzeigengeschäft allein ihrem Parlament bzw. ihren Landtagen und gesellschaftlichen Großgruppen verantwortlich seien.

Was ist das Problem – unabhängig davon, ob mit Anzeigen oder Gebühren oder gemischt finanziert wird? Das Problem des modernen Fernsehens ist es, weder langweilig, noch bombastisch, noch langatmig, noch arrogant zu sein bzw. vorm Zuschauer so zu erscheinen¹ und dabei in Übereinstimmung mit dem Auftraggeber, dem Gesetz, zu stehen, das heißt, einen Auftrag zu erfüllen, der eine verknappte Menschenrechtscharta zum Inhalt hat. Sie ist per Programm umzusetzen. Ist eine solche Dauerleistung möglich?

»Network« zeigt am Beispiel eines Nachrichtenkommentators, daß dies nur eine Zeit-

lang geht. Der Kommentator (Peter Finch) glaubt oder gibt vor, einen Auftrag zu haben, »ich muß Zeugnis geben«, ein rücksichtsloses Savonarolazeugnis für das vom Watergate und Wirtschaftskrisen geschüttelte Amerika, das sich selbst überdrüssig ist. Und er muß sich und sein Zeugnis so verkaufen, daß es ankommt, nicht nur damit die Einschaltquoten steigen – das ist unserem Manne zunächst egal –, sondern weil er von der Notwendigkeit seines Zeugnisses überzeugt ist. Ankommen aber heißt in diesem Geschäft Show-Abziehen. Das braucht nicht zur Folge haben, daß die Show den Ernst der Thematik zerschlägt, wohl aber ihren Problemzusammenhang. Der »Zeuge« im Showgeschäft kann nur emotionieren, also verdummen.

Und noch etwas ist wichtig, was der Film einsichtig macht. Sollen Botschaft und Show erfolgreich sein, stehen sie unter Zwang, sei ständig zu steigern. Jeder Fernsehzuschauer weiß das: Fünffmal Menges Ekel oder Klimbim nach gleicher Strickart sind übergenug. Jede Serie steht unter dem Gesetz der Abnutzung. Das ist weder für Producer noch für's Publikum vergnüglich. Also ändern, wenn Langeweile aufkommt, sei es mit einem »Schluß damit« oder Zulegen, Steigern.

Zulegen – was heißt das? F. A. Hermens berichtet über amerikanische Untersuchungen, die glauben nachweisen zu können, daß die US-amerikanische Administration niemals vorgehabt habe, die Bombe auf Hiroshima und Nagasaki zu werfen; sie sei durch den Druck der öffentlichen Meinung dazu gezwungen worden und diese öffentliche »veröffentlichte« Meinung sei vor allem das Werk der amerikanischen Radiokommentatoren gewesen, die – zunächst – aus Gründen gegenseitiger Konkurrenz, also der höheren Einschaltquoten wegen, ihre Forderungen ständig höher schraubten und immer hitziger vertraten, bis die »öffentliche Meinung kochte«.

Wie immer man zu diesem Befund steht: daß die Massenmedien öffentliche Meinung künstlich machen, aufheizen und verändern – dies sowohl funktional als auch intentional –, ist heute unumstritten. (Zur Frage

¹ Vgl. hierzu Karl Heinz Bohrer in: »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, 27. April, S. 23.

steht nur das Ausmaß der Einflußnahme².) Sidney Lumets Film zeigt, daß Fernsehen heute nur dann nicht langweilig, also erfolgreich ist, wenn es sich steigert, wenn ständig zugelegt wird.

»Network« hat noch ein Seitenthema; es handelt von den Voraussetzungen und Folgen des Mediums für den Einzelnen und die Gesellschaft: nennen wir es die anthropologische Komponente des Films. Da wird ein TV-Abteilungsleiter (William Holden) entlassen, zunächst weil die Einschaltquoten in seinem Programm zu niedrig sind, später nicht weil sie etwa zu hoch wären, sondern die hohen Quoten durch die Skandalsendungen des »Zeugen« erzielt werden.

Beruflich und menschlich am Ende, hält es unser altgewordener TV-Chef bei seiner Frau zu Hause nicht mehr aus; er zieht zu einer jungen Kollegin, einer Frau, die für hohe Einschaltquoten über Leichen geht (Faye Dunaway). Im Zusammensein mit ihr vollzieht sich in ihm ein Akt des Erkennens, freilich nur ein halber. Der Mann der ersten TV-Generation muß die totale Andersartigkeit jener Menschen feststellen, die er die »Fernsehgeneration« nennt. Sie denkt nur mehr in Rollen, Plots, Drehbüchern, weiß nicht mehr, was Anstand, Zuverlässigkeit, Treue, Liebe, Mitmenschlichkeit ist: kein Verhältnis zur Welt, zum Leben, zum Menschen. Nur zum Erfolg. Er allein zählt. (Daher trennt sich das ungleiche Paar aus dem gleichen TV-Betrieb bald wieder.) Was der Mann nicht erkennt, ist seine Mitverantwortlichkeit, Mitverursacherschaft; ihr Ausmaß, inwieweit er Mitverursacher dieses totalen Generationenbruchs ist, inwieweit er für diesen Nachfolgetyp mitverantwortlich ist, inwieweit er – naiv – sich einer Kommunikationstechnik und -apparatur bedient, sie mitentwickelt, mitvorangetrieben hat, ohne je in Rechnung zu stellen, was sie möglicherweise dem Menschen antut. Es ist das alte Lied, hier eindrucksvoll exem-

plifiziert, wie gut, wie überlegen wir Alten doch zu unserer Zeit waren, verglichen mit der Jugend heute, ohne zu sehen, daß wir für die Werte und Unwerte, die die junge Generation von heute geistig-seelisch bestimmen, die Verantwortung tragen.

Sidney Lumet versucht auch auf diese Frage – allerdings in einem anderen Zusammenhang – eine Antwort zu geben. Es ist die der Korrespondenz zwischen Producer und Rezipient.

Der Produzent kann auf die Dauer nur das verkaufen, was der Zuschauer erwartet, was dieser will. Und Lumet läßt es Peter Finch nur so hinausbrüllen: »Wir machen alles, was ihr wollt. Glaubt nur nicht, was aus der Röhre kommt, sei Wirklichkeit. Es sind nur Eure Wünsche und Schnsüchte.« Das heißt – wiederum unabhängig von den wirtschaftlichen Voraussetzungen der Fernsehsysteme und -anstalten –, Programmierung und Programmangebot müssen sich entsprechen, wenn letzteres erfolgreich sein soll; sie entsprechen sich und eskalieren – unter dem Zwange stehend sich zu steigern – unter Umständen bis in die schiere Irrationalität, sie schaffen so eine rein artifizielle Welt mit Scheinproblemen und Scheinlösungen, artifiziell, nicht nur im Sinne einer Welt und Wirklichkeit aus der Konserve.

Wie wäre dem zu steuern, wenn man es steuern wollte? Es ist sehr schwierig, mit Verordnungen, Eingriffen, Verdikten hier Remedur zu schaffen. Das Programm wird von unten her gemacht. Das ist nicht Ergebnis einer einmaligen, zufälligen, widerrufbaren Entscheidung, sondern ergibt sich aus dem Produktionsprozeß. Vorgesetzte können bestimmte Themen festlegen, bestimmte Präsentationen befürworten. Sie können auch kontrollieren, bei aktuellen Programmen meist erst hinterher. Live und live-ähnliche Produktionen sind zu hundert Prozent Werk des Machers. Und sein Produkt kann nur so aussehen, wie er Welt und Thema begreift. Es kann und darf gar nicht anders aussehen, wenn er ankommen will.

Alle Rundfunksysteme stehen – was die Programme angeht – unter dem nicht beabsichtigten Diktat eines zweifachen Mono-

² Vgl. Kurt Reumann, Hat das Fernsehen die letzte Bundestagswahl entschieden? In: »Frankfurter Allgemeine Zeitung«, 23. April 1977, S. 4.

pols: Die Programme werden in aller Welt fast ausschließlich von jungen Menschen gemacht (Jugendmonopol), wie man sagt aus Gründen der Kreativität und Anpassungsfähigkeit; und die jungen Programmierer sind überwiegend männlich (Männermonopol). Sie werden durch die Pflicht, beim Publikum anzukommen, unter Erfolgswang gesetzt. Sie müssen, wenn sie »am Fenster bleiben« wollen, ständig zulegen. Es liegt Zwang zur »Progressivität« vor, die mit politischen Klischees von links und rechts zunächst nichts zu tun hat.

Alle unsere TV-Programme spiegeln die Weltsicht der Programmierer wider, junger Männer, unter Erfolgswang stehend.

Solange diese fundamentalen Zusammenhänge – »Network« zeigt sie deutlich – nicht gesehen und begriffen werden, bleibt das Geraufe der Parteien um die Fernsehprogramme ein Streit um Kaisers Bart und geht aus wie das Hornberger Schießen.

Für die Anstalten und die Gesellschaft ein billiges, zu billiges Alibi, um das Problem »Network« anzugehen und mit ihm fertig zu werden. W a l t h e r v a n H a a r e n

STELLUNGNAHMEN

NACHTRAG ZU: EIN LETZTES MAL »Gotteslob«. – Der weiterhin kritischen, aber dankenswerten, weil fortführenden Antwort von Herrn Staatsminister Maier¹ müssen einige Bemerkungen folgen, um einige Aspekte abzubauen, die, falls sie bestehen bleiben, zu falschen Beurteilungen des Buches Anlaß geben und das Urteil der Schweizer Katholiken über das Buch erschweren. Steht doch die Schweiz immer noch in der Überlegung, wann »Gotteslob« endgültig für die Schweizer Katholiken übernommen werden soll. Ich darf deshalb folgendes bemerken:

Der Redaktionsbericht war von Anfang an geplant. Er wird nicht das Ergebnis einer Kontroverse sein. Er ist in Arbeit; da keine hauptamtliche Kraft zur Verfügung steht, läßt sich nicht sagen, zu welchem Zeitpunkt er erscheint.

Aus der Gesamtkonzeption des Buches ergibt sich, daß die Eucharistiefeier und somit das Leben der Gesamtgemeinde besondere Berücksichtigung erfahren. Dieses Ziel hat auch die räumliche Anordnung der Texte und Lieder in »Gotteslob« bedingt. Die Abschnitte I (Persönliche Gebete) und II (Christliches Leben aus den Sakramenten) sollen damit aber nicht zu liedlosen Zonen werden. Das alltägliche Leben des Christen wird nicht als »reine Wortsache« angesehen. Es fehlte einfach der Platz, diese Abschnitte auch noch mit Liedern zu versorgen.

Schade, daß das persönliche Gespräch zwischen Hans Maier auf der einen und Seuffert-Nordhues auf der anderen Seite so kurz war und nicht weitergeführt werden konnte. Vieles hätte im voraus geklärt werden können, ohne die Öffentlichkeit damit zu belasten.

Seuffert hat »Gotteslob« einmal »ein geselliges Buch« genannt. Das bedeutet: »Gotteslob« kann nur recht gebraucht werden, wenn es in Verbindung mit dem Werkbuch genutzt wird. Es hilft, den Bereich »Christliches Leben aus den Sakramenten« mit Liedern anzufüllen und zu beleben. Auch zu Abschnitt I (Persönliche Gebete) wird es noch Hilfen bringen. Die pastoralen Führungskräfte der Gemeinde müssen diese Hilfen bekanntmachen und erschließen helfen. Es gibt bereits zusätzliche Hilfen, z. B. das Buch von M. L. Thurmair, »Mit Kindern singen«. In diesem Büchlein wird über die Bedeutung des Gesangs im religiösen Leben, speziell im persönlichen und familiären Bereich gesprochen. Im zweiten Teil des Buches finden sich Hinführung und Einführung zu den entsprechenden Liedern aus »Gotteslob«.

Die Erstkommunionfeier ist im Einheitsgesangbuch nicht geboten, weil die Diözesangebräuche allzu unterschiedlich sind. Jede Diözese sollte in ihrem Anhang diese so wichtige Feier bedenken.

Natürlich kann man weiterhin über das

¹ Vgl. in dieser Zeitschrift 1/77, S. 93–95.